Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1931)
Heft: 4

Artikel: Ernest Hemingway
Autor: Mann, Klaus
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-853362

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ernest Hemingway

von Klaus Mann

Für Wolfgang Hellmert.

Der Stil jedes neuen großen Erzählers ist ein völlig unfaßbares, unerklärbares, ein bestürzendes Phänomen; er ist nichts anderes, denn ein Wunder. Die Welt wird gesehen, wie sie niemals vorher gesehen ward, sie steht in einem Lichte, das sie vorher nicht kannte. So wird die Welt selber neu. Sie verwandelt sich unter der schöpferischen Suggestion des Blickes, der sie erkennt und sie erkennend umformt. – Jeder neue große Erzähler ist eine neue Offenbarung der Welt.

Es ist jedesmal wie mit dem Ei des Kolumbus. Man sagt sich, nachdem man die neue Offenbarung kennengelernt hat: freilich, so ist es; genau so muß man erzählen; mein Gott, warum haben wir das nicht immer so gemacht? Bei Hemingway geht es uns besonders stark auf diese Art. Das kommt, weil seine Manier so einfach und selbstverständlich, wie erstmalig ist. Freilich doch – denkt man – wie könnte man wohl anders von diesem mysteriösen Leben erzählen? *So* packt man es in seinem tiefsten Kerne. *So* bannt man seine Traurigkeit und, mit der Traurigkeit, seine Lust. – Jetzt ist es einfach. Aber dieser außerordentliche Amerikaner mußte kommen, es uns zu zeigen.

Er scheint das Leben in seinen Äußerlichkeiten zu fassen. In Wahrheit dringt er fast mit jeder Zeile in sein verhülltestes Zentrum vor. Die Gefühle verschweigt er meistens, um die Tatsachen zu geben, auch die geringfügigsten. Oft kommt es uns wie ein Zurück zum Naturalismus vor, und ist doch ein Schritt so weit, so weit über ihn hinaus, wirklich in ein « anderes Land » hinein, wo die entscheidenden Geheimnisse wohnen. Er schildert, wie jemand einen Whisky-Soda bestellt, trinkt und bezahlt; wie jemand seine Hotelrechnung beim Portier verlangt; sich mit dem Barmixer über das Wetter unterhält. Mit einer Schamhaftigkeit, die ich in solcher Konsequenz noch bei keinem anderen Erzähler gefunden habe, verbirgt er hartnäckig und immer wieder das Mysterium hinter den äußerlichsten Symbolen. Die sachlichsten Feststellungen liegen wie Falltüren über Tiefen, die weiß Gott wohin stürzen.

Um dieser epischen Technik einer scheinbar so völligen und dabei sehr raffinierten Kunstlosigkeit ihren ungefähren literarischen Standort zu geben, könnte man sagen, daß er etwa zwischen dem von Melancholie gesättigten Impressionismus Herman Bangs und der mit Mysterium geladenen Kargheit Franz Kafkas sich befindet. Nur ist, im Gegensatze zu Bang, Hemingways Melancholie durchaus *männlich;* sie ist dies auf so extreme Art, daß es manchmal fast wie Härte wirken könnte. Sie versteckt sich, während die von Bang, bei aller Keuschheit, sich selber gerne in Erinnerung bringt. – Auch der Vergleich mit Kafka ließe sich in Einzelheiten kaum durchführen. Ich glaube trotzdem, daß er seine Berechtigung hat. Den beiden Grundverschiedenen ist etwas Entscheidendes gemein: die schamhaft geheimnisvolle Verhülltheit des Herzens; jene Sprödigkeit, Kargheit, Hintergründigkeit, die kaum andeutet, wo andere breit ausführen würden. Freilich bleibt bei Kafka das Element des jüdisch Religiösen bestimmend und gibt seiner ganzen Welt die mystische Würde eines unzugängigen Geheimreiches, wo alles in kultisch-hierarchischer Ordnung zueinander steht, jedem Ding ein doppelter, besonderer Sinn innewohnt. Hemingway ist angelsächsisch-gelockerter, weltlicher. Er ist kein Geheimpriester, sondern, immerhin, ein amerikanischer boy, wenn auch einer mit wissenden Augen. Er ist nicht unreligiös – kein Geist von echtem Range könnte es sein –, aber eher primitiv in religiösen Dingen, ohne Sinn für die schwierig kultischen Geheimnisse. Ein erfahrener alter Edelmann sagt in *A farewell to arms*[1]) zu dem jungen Offizier, der von sich behauptet, religionslos zu sein: «Sie lieben aber. Vergessen Sie nicht, das ist ein religiöses Gefühl.» Hemingway fühlt – er ist Amerikaner – das Geheimnis im Diesseits, mit einem jenseitigen beschäftigt er sich nicht. Das Mysterium ist dem Phänomen des Lebens selber immanent, auch seinen geringfügigsten Tatsachen; man braucht es in kein Jenseits zu transponieren. Da niemand weiß, warum, wofür und wie lange er da ist, bleibt ein Grundgefühl alles Lebendigen: *Angst*. Dieses Grundgefühl ist in Hemingways Büchern dämonisch stark. *Die Kreatur fürchtet sich*, denn sie weiß nicht, ob Fluch oder Gnade ihr Teil ist. Mitten in ein Gespräch hinein, mitten in ein Liebesgespräch: *Angst*. (Ich erinnere an die Liebesszene in *A farewell to arms:* es regnet, und plötzlich fürchtet sich die Frau vor diesem fließenden Regen; atavistische Reaktion; Urangst. Sie könnte ebensogut sich vor der Zeit fürchten, die verrinnt.)

[1] *In einem andern Land*, Ernst Rowohlt Verlag, Berlin. Es ist einer der wesentlichsten Kriegsromane. Im gleichen Verlag die Novellenbände *Männer* und *Fiesta*.

Dieses Moment der Angst, der aller-allertiefsten Lebensangst, ist übrigens wieder ein Verbindendes zwischen Hemingway und Kafka. Hinter allen Kafka-Schicksalen steht unerklärbar, tiefverhüllt, gnadenlos, eiskalt und pedantisch, gleich einer mit tödlicher Exaktheit arbeitenden Maschine: der Fluch, das Gericht, das jedes Menschen Tun und Lassen bis in jede Winzigkeit bestimmt. Auch bei Hemingway spürt man immer nur Fluch a priori, nie Verstrickung in Schuld. Schuld ist, zu leben. (*Warum* ist der Mann in *Fiesta* verstümmelt? *Warum* stirbt die geliebte Catherine?) In manchen Stücken aus *Männer* verdichtet sich diese Schicksalsangst zu einem Grauen, wie es ähnlich atemberaubend nur bei Allan Edgar Poe sich findet. – Andererseits, ich deutete es schon an, dürfen wir Hemingway nicht in die Reihe der Schriftsteller rechnen, bei denen das Lebensgrauen alles ausmacht und bestimmt. Sein Zynismus ist eine sehr gesunde Schutzmaßnahme. Das Leben ist fürchterlich, aber andererseits ist uns etwas Schöneres nicht bekannt.

Die große Anziehungskraft, die Hemingway gerade auf die anspruchsvollsten jungen Europäer ausübt, liegt wahrscheinlich eben in seiner Mischung aus Lebensfrische und Geheimnis. Ihm bleibt der kraftvolle Atem des jungen Amerikaners, während seine Seele auch in anderen Regionen, in den entlegensten, erfahren und sehr bewandert scheint. Bloße Kompliziertheit, abstrakter Mystizismus entmutigen und ermüden uns leicht; ebenso bloße Kraft. Seine kraftvolle Kompliziertheit, seine vitale Melancholie faszinieren.

Die Frage, ob dieses rätselhaft einfache Leben wert sei, geliebt zu werden, beantwortet sich mit einer großen Selbstverständlichkeit. Jemand fragt: «Schätzen Sie das Leben?» Der andere: «Ja.» «Ich auch. Weil es alles ist, was ich habe.»

Wer das Leben auf diese Art liebt, so bedingungslos, so kritiklos, so zynisch-fromm, der liebt gleich den Tod mit: einfach, weil er, noch endgültiger als das Leben, alles alles alles ist, was wir haben.

*

Es sind bis jetzt drei Bücher, die auf deutsch von Hemingway vorliegen: *Fiesta*, *Männer* und *In einem andern Land*.

Fiesta spielt teils in Paris, teils in Spanien. Im Mittelpunkt einer kleinen Gruppe von Bohème-Amerikanern steht eine wundervolle und exzentrische Dame, die Brett heißt. Es wird ununterbrochen gesoffen, dazwischen mit exaktester Sachkenntnis vom Angeln und von Stier-

kämpfen erzählt. Das ganze Buch ist von einer gewissen trockenen Frische; man könnte sagen, von einer sportlichen Munterkeit. Woher kommt die Trauer, von der es gleichzeitig voll ist?

Der Mann, welcher das Buch erzählt, liebt die Frauensperson namens Brett. Sie kann ihm aber nicht gehören, denn der Mann hat durch eine Verwundung seine Zeugungskraft verloren. Brett liebt ihn; sie kann ihm aber nicht gehören. So hat ihre Munterkeit etwas Verzweifeltes, ihre Exzesse wirken forciert. Hinter den lässig hingeworfenen Gesprächsfetzen steht der Schmerz um eine hoffnungslose Liebe. Dieser Schmerz ist das Geheimnis des Romanes *Fiesta*.

Man könnte viel über die Frauengestalten von Hemingway sagen. Sie haben einen sehr besonderen Zauber. Es ist ein zugleich frischer und schwermütiger Charme, wie er nur angelsächsischen Frauen guter Rasse eigen ist. Brett aus *Fiesta* und Catherine aus *A farewell to arms* sind von derselben Familie. Sie sind beide lustig, energisch und heldenhaft; von einer vornehmen und couragierten Härte gegen sich selbst, die noch, wenn alles grauenhaft schief geht, munter behauptet: « Ich fühle mich wundervoll, Liebling. » Brett ist extravaganter als Catherine, das liegt vor allem an dem Milieu, in welchem sie lebt. Catherine, die wir als Krankenschwester kennenlernen und die ihren weißen Kittel gleichsam auch als Geliebte anbehält, würde wahrscheinlich auf Montparnasse ebenso burschikos und versoffen werden, wie Brett, und sie würde ebenso vollkommen Dame bleiben, wie Brett noch in den gewagtesten Situationen. Man darf auch, um Brett nicht Unrecht zu tun, nie vergessen, daß Catherine glücklich liebt, sie aber, wie die Dinge liegen, aussichtslos. Catherines Seligkeit endigt erst der Tod. Brett muß sich, als Surrogat des Glückes, den schönen jungen Stierkämpfer holen, was natürlich nicht gut ausgehen kann. Brett ist unbefriedigt, deshalb ein klein wenig hysterisch. Catherine ist befriedigt und ein klein wenig sentimental. Beide sind von einer wundervollen Sauberkeit; zugleich von einer äußersten Zurückhaltung und von einer äußersten Hingabe. –

Männer ist Hemingways konzentriertestes Buch; es ist auch sein härtestes; Frauen kommen beinah nicht in ihm vor. In Geschichten, die oft nicht mehr als Gesprächsfetzen sind, werden ganze Schicksale eingefangen: die Tragödie des Morphinisten; die Tragödie des Verwundeten, der nicht schlafen kann; die Tragödie des alternden Boxers, des Stierkämpfers. Die anekdotische Technik läßt oft an Maupassant denken, aber alles ist zugleich härter und tiefer. Man wird auch an

Bangs *Exzentrische Novellen* erinnert, nicht nur im Stofflichen. Einige von Bangs unvergeßlichen Zirkus-Geschichten könnten auch in *Männer* stehen, nur jeder Sentimentalität entkleidet.

Ich nehme eines der kürzesten Stücke, wie *Bergidyll* oder *Eine einfache Frage*. Es sind Meisterwerke, so viel Leben ist in ihnen verdichtet. Sie sind Lebensextrakt, jedes Wort ist geladen mit Schicksal. Die Essenz schmeckt bitter, aber herrlich stark.

Den Novellenband wird Hemingway nicht überbieten können; er hat ihn auch in *A Farewell to arms* nicht überboten. Dieses Buch, das den Waffen Lebewohl sagt, ist kein eigentlicher Kriegsroman. Der Krieg ist der Hintergrund für eine Liebesgeschichte; ein Hintergrund freilich, der das Idyll düster beschattet, seine Geschichte und sein Ende unbarmherzig bestimmt.

Henrys Liebe zu Catherine erblüht langsam und entfaltet sich langsam zu großer Herrlichkeit. Catherine stirbt; sie scheint mit derselben Sinnlosigkeit zu sterben, mit der der junge Amerikaner vor der Nation, für die er freiwillig gekämpft hat, fliehen muß.

Es widerstrebt mir, von der Szene, die den Tod der tapferen und süßen Catherine schildert, als von einem literarischen Gegenstand zu sprechen; in mir ist das unmittelbare Gefühl, sie miterlebt zu haben. Wir haben ein Stück Leben mitgelebt. Die Frau, die im Zentrum dieses Lebens stand, muß nun sterben.

Der junge Amerikaner ist mit seiner Geliebten in die Schweiz geflohen. Der junge Amerikaner lag verwundet in Mailand, seine Geliebte war seine Pflegerin. Er kam zurück an die Front, er sollte, auf dem Rückzug, als Deserteur, verhaftet und erschossen werden. Er entkommt, er findet seine Geliebte wieder; sie erwartet ein Kind von ihm, sie stirbt an der Geburt des Kindes. Während sie mit dem Tode kämpft, steht Henry draußen und betet: « Lieber Gott, laß sie nicht sterben, laß sie nicht sterben! » Gott aber erbarmt sich nicht.

Die Szene von Catherines Tod macht kein Schriftsteller unserer Zeit Hemingway nach. Sie ist in ihrer gespannten Zurückhaltung, was innere Vorgänge, in ihrer unheimlichen Exaktheit, was äußere betrifft, charakteristisch für seine Art wie keine andere, und sie ist die erschütterndste, die er geschrieben hat. So spüren wir am Schluß das Mitleid wirklich physisch in unserem Halse würgen, wenn die Frau, der der Äther bis dahin das Gräßlichste erspart hatte, aufklagt: « Es wirkt nicht mehr! Mein Gott, es wirkt ja nicht mehr! » Kein anderer als Hemingway hätte auf die Abschiedsszene bei der Toten mit einer

so verbissenen Härte verzichtet. Kein Wort von Tränen. Der Erzählende schließt sachlich: « Ich ging im Regen ins Hotel zurück. » Dieser Satz ist seine Leichenklage. Hinter diesem Satze tut sich die Trauer wie ein Abgrund auf.

*

Ich könnte noch lange von Ernest Hemingway sprechen, der von Amerika nach Europa kam; der in Frankreich, Spanien, Italien vagabundiert; der Forellen angelt und in Paris Taxichauffeur war. Er ist der Typus, zu dem wir Ja sagen können wie zu kaum einem anderen. Das Beste, was Amerika hat, vermischt sich in ihm mit allem Guten, was andere bei uns lernen könnten. Man darf nicht sagen, daß er ein europäisierter Amerikaner ist, dafür ist er zu tief und wesentlich Amerikaner geblieben. Er ist ein typischer Amerikaner, aber mit allen inneren Erfahrungen eines Europäers. Er sieht diese Welt mit der Frische seiner jungen Rasse, und gleichzeitig mit der Verschlagenheit unserer alten. Ich wünschte, daß er mehr als irgendein anderer gelesen würde. Er ist ein repräsentativer Dichter unserer Zeit.

(Aus einem im Transmare-Verlag, Berlin, erscheinenden Buche *Auf der Suche.*)